

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

106 (5.5.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 18

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 106

Nr. 18

Samstag, den 5. Mai

1928

Die Gegenauslese des Krieges

Von Curt Amend

Was versteht die Vererbungstheorie und Rassenhygiene unter Gegenauslese? Alles, was der natürlichen, biologisch nützlichen Auslese entgegenwirkt, alles, was geeignet ist, eine Vermehrung der unter dem Durchschnitt Veranlagten auf Kosten der erblich Tüchtigen herbeizuführen, nennt man Gegenauslese. Es gibt zwei große Faktoren der Gegenauslese, den Krieg und die soziale Kultur. Wir wollen uns heute mit der Gegenauslese des Krieges beschäftigen.

Die Frage, ob sich Kriege im allgemeinen und im Einzelfalle vermeiden lassen, ist eine politische oder geschichtsphilosophische Frage. Sie hat uns hier zunächst nicht zu interessieren. Und infolgedessen gehen wir an der Diskussion zwischen Militaristen und Pazifisten ruhig vorüber. Unser Leitprinzip ist und bleibt einzig und allein das Gebot der Rassenhygiene, der Standpunkt des biologischen Nutzens. Und beschauen wir uns die Weltgeschichte von diesem Standpunkte aus, so ergibt sich ohne weiteres die durch nichts zu erschütternde Feststellung, daß der Krieg sich als ein Faktor der Gegenauslese, als eine Schädigung der erblichen Kraft eines Volkes erweisen hat.

Kein einziges Volk der Erde hat bisher dauernde Kriege ohne schweren biologischen Schaden ertragen können; und nur ganz wenige Völker haben diese Schädigung wieder wettmachen können. Entweder hat der Krieg reichen Gewinn gebracht und auf dem Umwege über die fragwürdigen Segnungen einer gehobenen Kultur die Lebenskraft zerstreut, oder es ist so gewesen, daß die Verluste an Menschenleben durch den Krieg auf die Dauer durch den Geburtenüberschuß nicht ausgeglichen werden konnten.

Der Menschenverlust im Kriege ist nun aber nicht nur quantitativ rein unter dem Gesichtswinkel der Ziffer zu betrachten, sondern auch qualitativ. Wenn morgen ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbräche, und wenn es möglich und denkbar wäre, daß man hüben und drüben nur die notorisch lebensuntüchtigen Elemente beider Nationen zum Kampf antreten läßt, dann könnte ein solcher Krieg biologisch von recht bedeutendem Vorteile sein. Aber dieser Gedanke ist eine Utopie. In Wahrheit sind es immer die kräftigsten, mutigsten und wohl auch begabtesten Männer des Volkes, die in den Krieg ziehen, also gerade die Männer, von denen rassenhygienisch am meisten zu erhoffen ist, nämlich die Übermittlung hervorragender Erbanlagen auf eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Der Weltkrieg hat, rassenhygienisch und biologisch gesehen, die europäischen Nationen, die an ihm beteiligt waren, aufs furchtbarste geschwächt. Und es ist nicht nur der Verlust an moralischer Geltung, der im Hinblick auf die einstige große Auseinandersetzung mit den farbigen Völkern zu beklagen ist, sondern es ist noch vielmehr die grauenhafte Schwächung an Volkskraft selbst, welche die Situation der weißen Rasse gegenüber den farbigen Rassen auffallend verschlechtert hat.

Wie sehr sich im Innern die Schwächung der Volkskraft durch den Weltkrieg bemerkbar macht, dafür haben wir Zeugnisse in Hülle und Fülle. Natürlich ist das Abendland noch lange nicht am Ende seiner Kräfte angelangt. Und noch ist die Lage keineswegs so, daß nicht die Folgen des Weltkrieges völlig wieder überwunden werden könnten. Aber der Wiederaufstieg fällt doch allen Völkern in Europa sehr schwer, und in allen Ländern, die den Weltkrieg mitgemacht haben, offenbart sich ein stellenweise geradezu katastrophaler Mangel an Führerpersönlichkeiten, an Menschen, die körperlich und geistig befähigt sind, andere zu leiten, zu beaufsichtigen und anzuspornen.

Gefallen sind im Weltkrieg 1 820 000 deutsche Männer. Unser Volk muß die Schaffenskraft aller dieser Toten entbehren. Aber noch bedenklicher ist der durch diesen Abgang bedingte Fortfall von Erzeugungsmöglichkeiten: fast alle jene Gefallenen hätten als Väter tüchtiger und begabter Kinder gute Erbeigenschaften übermitteln können. Der Geburtenverlust, d. h. also der Verlust an Kindern, die nach der statistischen Vorausberechnung unter normalen, friedlichen Umständen geboren wären, infolge der Abwesenheit der Männer im Felde oder infolge des Todes dieser Männer jedoch nicht zum Leben gelangten, beziffert sich auf rund 3 600 000.

Nun muß man aber noch die Zunahme der allgemeinen Sterblichkeit durch den Krieg, die Blockade usw. mitberücksichtigen. Sie beträgt nach den amtlichen Schätzungen 2 700 000. Wir erhalten demnach einen Gesamt-menschenverlust von rund 6 300 000 Deutschen durch den Weltkrieg! Und dabei ignorieren wir noch die Verluste durch die Gebietsabtretungen und durch die Kämpfe nach dem Kriege.

Ferner werden bei alledem noch nicht berücksichtigt gewisse indirekte Folgen des Krieges. Zum Beispiel blieb vor dem Krieg jedes achte Mädchen ehelos. Nach dem Kriege ergab die Statistik, daß jedes 4. Mädchen ehelos bleiben und für die Fortpflanzung ausfallen muß. Da im Jahre 1913 der reine Geburtenüberschuß 833 800 ausmachte, so hätten wir heute (1928) theoretisch eine unge-

fähre Bevölkerungszahl von 75—77 Millionen gegenüber einer tatsächlichen Bevölkerungszahl von 64—65 Millionen.

Man sieht immer wieder, daß schon rein ziffernmäßig die Verluste durch einen Krieg für ein Volk furchtbar sind. Qualitativ ist dieser Verlust aber, wie schon angedeutet, vielleicht noch schlimmer. Denn gefallen sind ja vorzugsweise Männer zwischen 18 und 30 Jahren, also gerade diejenigen, welche fortpflanzungsgemäß für die Erhaltung der Volkskraft, für die Übermittlung guter Erbanlagen im einzelnen noch gar nicht oder nicht genügend in Aktion getreten waren. Und seien wir uns ganz klar darüber, daß es damals die Besten und Begabtesten gewesen sind, die auf den Schlachtfeldern ihr Leben für das Vaterland opferten! Bei den anderen Nationen, die am Kriege teilgenommen haben, ist der Verlust natürlich genau so groß; ja, er ist sogar für Frankreich und zum mindesten qualitativ auch für England noch um mehrere Striche gefährlicher, als für uns.

Dennoch wäre es verfehlt, wenn man erklären wollte, daß allein der Krieg die Völker zum Untergang verurteilt. So ist es nicht! Ein Volk, das über eine starke Lebenskraft verfügt, wird nicht bloß politisch, sondern auch biologisch die Folgen eines Krieges überwinden. Es muß nur dafür sorgen, daß ein ausreichender Geburtenüberschuß erzielt wird, und zwar auch in dem Sinne ausreichend, daß jeweils die Vererbung günstiger Erbanlagen garantiert wird. Eine solche Garantie ist aber nur dann gegeben, wenn recht viele Kinder da sind, und so die Möglichkeit positiver Auslese gewahrt bleibt.

Wir wollen uns immer vergegenwärtigen, daß die eigentlichen Krieger- und Herrenvölker der Weltgeschichte der Zahl nach recht klein gewesen sind. Es macht auf jeden Menschen einen großartigen Eindruck, wenn er von den Kriegstaten einzelner Pharaonen, der Assyrer, des Persers Kyros, der Spartaner, der Makedonier, der Römer und der germanischen Volksstämme liest. Aber man sollte nie vergessen, daß alle diese Herrenvölker, rein für sich genommen, verhältnismäßig klein waren. Wurden sie durch fortwährende Kriege und durch den Mangel eines ausreichenden Geburtenüberschusses oder durch die Segnungen der Überkultur gar zu sehr geschwächt, dann mußten sie, um weiterhin Kriege führen zu können, die Angehörigen anderer, unterworfenen Völker adoptieren oder ihre Kriege auftragsgemäß durch andere Völker führen lassen! Und das war dann meist der Anfang vom Ende.

Auch die neuere Geschichte Europas ist reich an lehrreichen Beispielen. Wir brauchen nur die Geschichte Schwedens und Spaniens zu durchblättern, um zu erkennen, wie sehr die Kraft eines Volkes nach der quantitativen oder qualitativen Seite hin durch fortwährende Kriege zermürbt werden kann.

Die deutsche Stadt der Vergangenheit in unserer heutigen Sprache

Von Dr. R. Weigel

Die deutsche Stadt des Mittelalters bot mit ihren Türmen, Mauern und Bastionen einen stattlichen Anblick, und die Bürger betrachteten die Sorge für ihre Sicherheit stets als eine ihrer ersten Aufgaben. Abends mußten daher die Tore rechtzeitig geschlossen werden, und wer von auswärts kam, mußte sich beeilen, „noch vor Torchluss“ zu kommen. War die Stadt in Gefahr, so wurde „Lärm geschlagen“ (Schlagen der Trommel), und, nach Zünften geordnet, besetzten die „Spießbürger“ die Mauern. Spießbürger und ebenso Spießgeselle, ehemals eine Ehrenbezeichnung, waren die zum Tragen des Spießes berechtigten Vollbürger; erst im 17. und 18. Jahrhundert, in den Zeiten des absoluten Fürstentums, als die Bedeutung der Städte und damit das Selbstgefühl und die Selbstachtung ihrer Bürger immer mehr sank, verband man mit diesem Begriff das Engherzige, Kleinliche, „Spießige“. Gelang es dem Angreifer, eine Lücke in die Mauer zu reißen, so galt es, „in die Bresche zu treten“ oder „den Riß zu decken“. Zog der Belagerer aber unberührter Dinge ab, mußte er natürlich Lohn und Spott über sich ergehen und sich „heimleuchten“ lassen; auf den Mauern wurden Strohwische und Fackeln angezündet, die ihm den Weg zeigten sollten; so erging es z. B. dem Landgrafen Hermann von Thüringen 1232 vor Friglar.

Die große Bedeutung, die die Verteidigung der Stadt im Mittelalter hatte, brachte es mit sich, daß die bürgerlichen Waffenfeste, besonders die Freischießen mit all ihrem Aufzug und Gepränge im Leben und Empfinden der Leute eine große Rolle spielten. Man denke nur an die großen Freischießen in Straßburg 1456 und 1546, zu denen 60 Züricher Schützen durch eine Rekordfahrt auf dem Wasserwege einen Hirsefrei noch warm von Zürich nach Straßburg brachten, um der verbündeten Stadt zu beweisen, daß sie ihr in Stunden der Bedrängnis ebenso schnell zu Hilfe eilen würden! Kein Wunder, daß sich in unserer Sprache so manche Erinnerung

an diese Schützenbräuche erhalten hat. Vom Spannen des Bogens z. B. kommt unser „gespannt“ und „abgespannt“. Es galt, „den Vogel abzuschließen“, „ins Schwarze zu treffen“ oder den „Zweck“ zu treffen, d. h. den Holzpflöck im Mittelpunkt der Scheibe. Das Wort „Zweck“ wurde später vergeistigt (heute z. B. „Zweck haben“, „einem Zwecke dienen“) und lebt in seiner alten, sinnlich wahrnehmbaren Form nur noch in „Schußzwecke“ und „Reißzwecke“ fort. Der Schuß wurde im Schützenraum, d. h. im „Stand“ abgegeben, daher „im Stande sein“, „jemanden in den Stand setzen“, d. h. eigentlich schußbereit machen. Der Schütze darf nicht „über das Ziel hinauschießen“, er mußte es vorsichtig „absehen“, daher unser Wort „Absicht“, „es auf jemand abgesehen haben“ und niederdeutsch: „jemanden auf dem Kieker haben“. Andernfalls war es ein „Fehler“ (Nicht-treffer), und er hatte „den Zweck verfehlt“. Als die Feuerrohre aufkamen, hieß es dann „aufs Korn nehmen“; nur durfte man nicht, wie es der kleine Ort Hornberg im Schwarzwald bei seinem mit großen Zurücktungen vorbereiteten Schießen getan hatte, das Pulver ver-gessen; dann „geht es aus wie's Hornberger Schießen“. Der schlechteste Schütze bekam unter dem Spott der Menge ein Schwein. Er hatte also seinen Gewinn mehr dem Zufall als seiner Kunst zu verdanken; daher unser „Schwein haben“.

Die Freischießen waren Volksfeste, bei denen sich natürlich Boffenreißer und fahrende Leute aller Art einfanden. Man kaufte den Späßen der „Faher“, wovon unser „Facke“ stammt, kaufte dem „Quackfalter“, der seine Salben quakend, d. h. marktchreierlich anpries, etwas ab oder sah herumziehenden Fehtern zu, die ihre Kunst in Stadt und Land zeigten und daraus einen Gelderwerb machten. Sie führten das Fichten „nach allen Regeln der Kunst“ vor, womit von Haus aus die „Tabulatur“ der Meisterfänger gemeint ist, in der die Kunstregeln des Meisterfängers zusammengestellt waren; in der in Mitteldeutschland noch heute üblichen Wendung „es geht nach der Tappeltappeltur“ lebt diese noch fort. Eine Erinnerung an jene Fehter ist unser „sechten“, heute auf das bloße Betteln der Handwerksburschen übertragen. War so ein Fehter freilich ungeschickt, so nannte man seine Leistung „weder gehauen noch gestochen“. Wer im Gasthaus genügend „auf dem Kerbholz“ hatte (der Wirt schnitt die Schulden seiner Gäste auf einem Holze ein), machte am nächsten Tage unter Umständen „blauen Montag“, eine Bezeichnung, die von der blauen Fleckbildung des Altars am Montag vor Aschermittwoch her-rührt, an dem gefeiert wurde. Freilich konnte man auch mit den Zinnungsgesellen in Konflikt kommen und mußte es dann „ausbaden“, d. h. büßen. Nach den Badervorschriften — die Freude an warmen Bädern war ja im Mittelalter in den unteren Volksklassen viel größer als heute — mußte nämlich der, der als letzter das gemeinsame Bad verließ, für das Ausgießen des Wassers sorgen. Die Zinnungsgesellen waren überhaupt streng; z. B. war die Aufnahme von „Regeln“ (uneheliche Kinder), an die unser „Kind und Regel“ noch erinnert, als Verhörung verboten, und es kam auch oft vor, daß die Behörde einem die Ausübung des Handwerks überhaupt untersagte, ihm also „das Handwerk legte“.

Bücheranzeigen

Reichsstaatsrecht. Von Dr. Fritz Stier-Somlo, ord. Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Köln. I.: Grundbegriffe des Staatsrechts. Verfassungsgeschichte vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Reichsverfassung vom 11. August 1919. 108 Seiten. Sammlung Götschen Bd. 967. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, und Leipzig. 1927. II.: Das geltende Reichsstaatsrecht. 114 Seiten. Sammlung Götschen Bd. 968. Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, und Leipzig. 1927. Preis für jeden Band in Leinen geb. 1,50 M. — An einer systematischen Darstellung des Reichsstaatsrechts einschließlich der Verfassungsgeschichte und auch derjenigen Teile des Verfassungsrechts, die sich nicht in der Reichsverfassungsurkunde befinden, hat es bisher im Rahmen der Sammlung Götschen gefehlt. Die vorliegenden zwei Bände füllen diese Lücke aus. Sie sind zeitlich mit dem 1. Juni 1927 abgeschlossen und geben in dem hier möglichen knappen Rahmen die Rechtsentwicklung bis zu jenem Zeitpunkte wieder.

Bayer Karl Th., Dr. phil.: Die Grundprobleme der Astrologie. Wissen und Fiktion. Schriften zur Einführung in die Philosophie, Band 21. (6 Reichsmark. Verlag Felix Meiner, Leipzig). In diesem Werke wird der aufsehenerregende Versuch gemacht, die Möglichkeit und Notwendigkeit einer Astrologie als Wissenschaft zu begründen und die kulturschöpferische Bedeutung einer Astrologie als Weltanschauung aufzuweisen. Es ist der erste Versuch dieser Art, hochwillkommen in einer Zeit, die sichtbar eine bedeutende Renaissance der Astrologie erlebt, an der Hunderttausende Anteil nehmen und die teils mit zustimmender Verwunderung, teils mit ablehnender Überraschung von der Wissenschaft unserer Zeit beobachtet wird. Erst auf Grund dieser erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Untersuchung, die sich als solche scharf abhebt von der Fülle der astrologischen Tagesliteratur, ist eine objektive Stellungnahme zu der Frage möglich. Die Haupt- und Grundprobleme der Astrologie als Wissenschaft wie als Weltanschauung werden der Reihe nach organisch aufgerollt und kritisch beleuchtet. Astrologische Fachtermini werden nicht vorausgesetzt, um auch dem wissenschaftlicher jeglichen Gebiets- und dem gebildeten Laien verständlich zu bleiben.

